

## Wille und Entwurf

Das leere Papier verlangt dasselbe wie der Sonnenaufgang. Auf einmal bin ich allein und vor mir ist das, was ich einen Entwurf nennen möchte. Ich denke mein Tun, bevor ich es tue. Nicht, weil die Materialien knapp sind, sondern weil die Frage, die ich beantworten möchte, eine Frage des Willens ist. Will ich das schreiben? Will ich so leben? Das sind die vorrangigen Fragen, denn nur diese können mich vor großem Unglück bewahren. Aus meiner Kindheit habe ich einen Moment des Schauderns in Erinnerung, das mir geschah als ich einem Menschen begegnete, der seinem Willen keine Tatsächlichkeit gegeben hatte. Und schon in kleinen Kostproben sehe ich, was es bedeutet, sich seinem Willen zu entfremden. Aber all das wird hier sichtbar, wo der Wille bloß sich selbst zeigen kann. Hier, im Geburtszimmer des Entwurfes, ist zu sehen, wie der Wille beschaffen ist und was er bereit ist, von sich zu erzählen.

Ich weiß, dass ich Dinge wollen kann, die ich auf eine bedeutendere Art und Weise nicht will. Mein spontaner Wille übersieht gewisse Gegebenheiten, auch die eines anderen Entschlusses. Misstrauisch muss ich also sein. Will ich das, was ich meine zu wollen? Doch dieser Zweifel könnte ganz und gar unbegründet sein. Er könnte mich nicht verstehen. Doch ist es die einzig gefundene Lösung für dieses Problem der "schlechten" Idee. Die "gute" Idee ist mir nicht bekannt, bis sie mir dann widerfährt. Wie also will ich schreiben? Wie will ich leben?

Eine Kostprobe der Mannigfaltigkeit zu nehmen gibt mir eine Vorstellung davon, was die noch atmende Vergangenheit der Idee ist. Was schon gedacht wurde, welche Ideen gelebt werden und welche nicht. Welche in Vergessenheit gerieten und wieso dies geschehen ist.

Welche sich in welchen Umständen entfalten und welche nicht. Der Umstand ist immer ein Teil des Willens - denn im Gegensatz zu meinem Zweifel findet mein Wille in eng gesteckten Gefügen statt. Kann ich also nur aus Umständen wählen, um sie dann zu wollen? Nein, es wäre nicht ein Wählen, in dem Sinne, in dem ein Richtender wählt. Eher ein Wählen, das sich seine Wahlmöglichkeiten schaffen muss. Doch scheine ich mehr Umstände zu haben, als meine empirischen Umstände die über meinen Körper hinausgehen und sich zwischen meinem Denken befinden. Es scheinen Umstände in meinem Denken zu sein, die ich nicht wollen kann, weil mein Wille nicht vermag, von ihnen zu sprechen. Da vermute ich zweierlei Fälle: Den einen, an dem die Sprache als Sprache versagt und sich überwinden müsste. Und den anderen, bei dem ich keine Begriffe kenne und mir so nicht selbst davon zu erzählen kann. Der letztere Fall ist besorgniserregender als der erste. Jener zeigt lediglich die Gesetze, deren ich schon gewahr bin; die ungewissen Räume in meiner Sprache kenne ich erst, wenn ich sie gefüllt habe.

Meine Sprache muss ich also erkennen lernen, bevor ich wissen kann, wie ich schreiben will, wovon ich schreiben will, wie ich leben will und womit ich das will. Immer in der Absicht, sich sicher zu sein, dass ich nicht versehentlich etwas will, dass ich nicht wollen kann. Aus dieser Kenntnis meiner Sprache, sowohl ihrer Form als auch der Weise in der ich sie spreche, daraus kann die Sicherheit meines Willens wachsen. Nur so kann ich sicher werden, die Macht zu nutzen, die mir durch das Vergehen der Zeit, das Dasein, genau wie durch das Ungeschehene im Entwurf gegeben wird.

Meine Umstände muss ich verstehen. Denn desto besser ich meine Umstände in meiner Sprache erkennen kann, um so eher kann ich eine Idee erkennen, die nicht aus diesen Umständen stammt.

Der gewollte Umgang mit dieser Macht ist also an ein Wissen gebunden; an ein Wissen über den Augenblick der Geschehnisse, deren Folgen und Wirkungen ich Umstände nenne. Und dieses Wissen hat noch einen anderen Effekt: Wirkungen der Technik meiner Machtausübung kann ich als Wirkungen dieser Technik erkennen und sie können eine weitere Variable in meinem Kalkül sein. Das Wissen um die Beschaffenheit der Wirkung einer bestimmten Technik, einen Satz auf eine bestimmte Art zu schreiben vielleicht, wird den Grad der möglichen Tatsächlichkeit des Willens bestimmen. Mein Wille ist mit meinem Wissen verwachsen und diese beiden verzweigen sich in der Macht, sodass ich sie kaum noch zu trennen vermag. Ein Wille zum Wissen ist lediglich ein bloßer Wille in anderem Gewand. Sie bedingen einander; ich muss wissen was ich will, kann aber nur wollen wovon ich weiß. Könnte ich aber etwas wollen, das ich noch nicht kenne, das nicht Teil meines Wissens ist? Wie wäre mir das möglich? Es ist ein Unbekanntes, das ich suche - also befindet es sich außerhalb von mir, bis es sich in mir äußert und Umstand geworden ist. Außerhalb von mir bedeutet: Außerhalb meines Willens, meines Wissens, meiner Macht. Und doch will ich etwas, das ich nicht wollen kann, obwohl ich nicht weiß, ob ich es wollen kann, da ich nicht davon weiß. Ich will das Unbekannte erleben, kann die folgende Regung aber nicht als meinen Willen erleben. Ich muss loslassen, einen niederen Willen einem gewichtigerem (das Gewicht gebe ich selbst) vorziehen und somit gerät mein Wille in eine Verschränkung, die nur noch mit Wissen über jene Verschränkung, über diese Tatsächlichkeit zu entwirren ist.

Was würde ich tun, würde ich über unsere Zeit schreiben wollen? - Und das ist zwei Mal zu verstehen; als Frage nach dem Mittel und als Frage nach der Wirkung der Mittel in Zusammenspiel mit meinem Willen. Das Bedürfnis zur Gegenwelt, zum Gedanken, der am Ende oder zumindest am Rande des täglichen Geschehens steht, finde ich nicht nur in der zeitgenössischen Kunst. In all den Schöpfern der Dystopien, Orte die nicht gewünscht sind, sehe ich einen Willen zur Gegenwelt. Es kreieren sich Welten, die die gemeinsame Welt überspannen, trennen und verbinden, aber auch gestaltlos machen können. Vielleicht auch, weil diese tatsächliche Welt, diese Umstände nicht gewollt werden. Diese Welten könnten Teil von dem, das wir Kultur nennen sein. Je ferner ich aber in mir verschwinde, um so klarer bekräftige ich meine Abkehr gegenüber dem nicht Genannten, sage aber darüber hinaus nichts darüber aus - oder kommentiere es, ohne kommentieren zu wollen. Die sprachliche Form der phantastischen Erzählung kann nur einen Willen über sich selbst hinaus ausdrücken, wenn sie auf ihr Phantasma bei bestimmten Gelegenheiten verzichtet. Das Verhältnis folgender Faktoren gehorcht dem Rahmen einer möglichen Technik zur Willkür des Zeitbezugs; das des Phantasmas, - das auch Traum und Unbewusstes heißen kann - und auf der anderen Seite den Spiegels des Tatsächlichen, das mit denjenigen Mitteln des Tatsächlichen geschaffen wird, die es mit dem Phantasma gemeinsam benötigt, die auch das Phantasma benötigt. Deutlich ist das geschaffene Verhältnis nicht, es ist stumm. Bis ein Wille sich seiner wie einem Mittel, bemächtigt.

Wissen um Umstände, Wissen um den eigenen Willen und Wissen um die Mittel und ihre Folgen also sind notwendig, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, um diese souveräne Macht über uns als Subjekt, vor der wir nicht fliehen können, nicht gegen uns selbst und nicht gegen sich selbst zu wenden. Jedes Wort wird dann Willensausdruck, ein Sein des eigenen Willens, das sich manifestiert und somit tatsächlich geworden ist. Jedes Wort wird heimlich auch ein Begriff. Jede Handlung wird Frucht eines Begriffs, vieler Begriffe, eine Organisation der Begriffe, die über den Begriff hinausgeht, so wie die begriffene Handlung Geschehen und Verstehen in sich vereint.

Die Kultur dieser Vermählung von Wissen, Willen und Macht entfaltet sich seit dem letzten Jahrhundert: ein Leben, das ein absolut gewolltes Leben ist, taucht auf. Aber diese Form des Lebens ist unmittelbar an das Wissen gebunden, wie der Wille an das Wissen gebunden ist. Das hat zur Folge, dass sich mit der Vermehrung des Wissens der Wille gewandelt, die Technik der Macht über das eigene Leben und die Macht sich selbst verwandelt. Sie findet eine neue Form, verändert sich selbst aber nicht, da die Macht über das eigene Leben keiner Form außer der Zeit und des Willens bedarf. Hier schafft sich diese Macht Räume oder Territorien, die versuchen Abbild eines Willens zu sein. Während sich der Wille in ständiger Entwicklung befindet, den das Wissen bedingt, deterritorialisiert er sich ständig, um ein neues Territorium zu schaffen, sich darin zu finden, sich davon zu entfremden und dann zu reterritorialisieren. (Diese Begriffe des Territoriums leihe ich von Gilles Deleuze und Felix Guattari.)

Dem Willensausdruck des Textes fehlt aber dieses ständige Werden, er *wird* nur in einem begrenzten Rahmen und ist danach ein Umstand. Die Wirkungen dieses Umstandes; der Umstand nämlich, dass der Text immer ein gewordener Text ist, ist zwar wandelbar, nicht aber der geschriebene Text selbst - jedenfalls wenn der Wille dazu vergangen ist und sich woanders (in einem anderen Territorium, vielleicht einem anderen Text) befindet. Zwar ist es möglich, innerhalb des Textes ein Werden zu beschreiben oder auch den Text sich selbst wandeln zu lassen, aber die Entscheidung über die Gesamtheit des Textes ist unerlässlich, um den Text selbst einen Willen ausdrücken zu lassen. Und eben jener Wille ist unveränderlich und muss mit soviel Geduld, Vorsicht und Sorgfalt wie möglich geschaffen und gefunden werden. So finden wir uns beim Entwurf wieder, wo wir unseren Willen mit unseren Techniken erforschen, bis wir etwas wollen, das an unserer Grenze liegt, um diese Grenze im Schreiben oder im Leben zu überschreiten.